



Heinrich Sanders,

Professors am Gymnasium illustre in Karlsruhe,  
der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin,  
und der Fürstl. Anhaltischen teutschen Gesellschaft in  
Bernburg Ehrenmitglieds

# Kleine Schriften

nach dessen Tode

herausgegeben

von

Georg Friederich Götz.



---

Erster Band.

---

Dessau und Leipzig,

auf Kosten der Verlagskasse, und zu finden in  
der Buchhandlung der Gelehrten. 1784.

VI.

Vom Einhorn, besonders vom Einhorn  
in der Bibel 1779.

Da ich schon seit vielen Jahren dem Buche Hiob manchen Tag gewidmet habe, theils um mich mit den unzähligen Schönheiten dieser alten und noch nicht genug geschätzten und genutzten Urkunde bekann zu machen, theils um den Glauben an eine Allumfassende Vorsehung, und an eine andre bessere Welt, ohne den ich keine Ruhe und Freude haben könnte, in mir recht fest zu gründen; so leitete mich dis Geschäft natürlich auch auf die mühsame Untersuchung der Thiere und Pflanzen, die in diesem lehrreichen Buch genannt werden. Und weil die Berichtigung dieser dunkeln und schweren Namen ein wichtiges Hilfsmittel zur Entscheidung der Frage vom Verfasser des Hiobs ist, so konnten sich keine Schweigedrüsen abschrecken. Eine der schwersten Stellen ist Cap. XXXIX. v. 12, wo unsre und manche andre Uebersetzung das Einhorn, das sonst in der Naturgeschichte zu den fabelhaften Thieren gerechnet wird, in das Thier setzen hat. Durch eine genaue Prüfung dieser Stelle, durch die Vergleichung dieses Orts mit allen andern in der Bibel, wo eben dis Thier genannt wird, und durch das Licht der Naturkunde bin ich, wie ich glaube, überzeugt, daß man einmahl in der ganzen Schöpfung, so weit wir sie kennen, das Einhorn der

Alten vergebens suchen wird, sodann, daß man in allen Stellen der Bibel, wo Luther und andere an das Einhorn denken, kein andres Thier, als eine Dschesenart verstehen muß. Wer diese Untersuchung für unnützlich und überflüssig halten wollte, der erinnere sich, daß es das Geschäft der Lehrer ist, den ganzen Inhalt der Bibel zu studiren; und alles, was menschliche Wissenschaften leisten können, zur Ausdehnung dieses für alle Menschen geschriebenen reichhaltigen Buches anzuwenden; damit sie auch dem Spätketer, dem Zweifler und dem Unbegreiflichen Begegnung mit der Ehre dieser göttlichen Schriften vollen können. *1818 C. Vom Einhorn, und was man*

Man hat alle Kaiserreiche der alten Welt reden von einem vierfüßigen Thier, das nur ein Horn haben sollte. Man hat sich ehemals eingebildet, daß in Ethiopia eine Art dieses Thier vorhanden sei. Man ist so leicht gewesen, über seine hinterlistige Dichtung so wenig glaubwürdigen Reisenden, aus der Figur des Esels und des Pferdes ein eigenes Thier mit einem Horn zusammenzusetzen, und diese Dichtung der Einbildung, die die Natur nicht kennt, diese Welt, die vor uns liegt, wie geschöner Gestalt, hat man ihrer schlechten Zusammenetzung, und der ungeschickten Anordnung der Gliederung geachtet, durch die Bibel selber bestätigt werden. Wir können uns

Man findet im Leipziger Universal-Lexicon unter dem Art. Einhorn die Nachrichten, die wahren und falschen Nachrichten ziemlich vollständig gesammelt. In Bocharti Hierozolico P. I. p. 955. steht man das Thier von diesem Thier.

zwar nicht rühmen, daß wir den ganzen Erdkreis durchsucht, und das Verzeichniß der Thiere zur Vollständigkeit gebracht haben.\*) Aber die Gegenden, die die Alten kannten, sind doch gewis in neueren Zeiten noch genauer und sorgfältiger bereist worden, als ehemals. Aber weder aus der alten, noch aus der neuen Welt haben wir, seitdem die fabelhaften Zeiten vordringezogen sind, und der felsame Hang nur Abentheurer und Ungeheure zu haschen, und die Welt damit zu erschrecken, zum Glük für die Wissenschaften verschwunden ist, die geringste Spur einer neuen vierfüßigen Thier, denn die Natur nur Ein Horn aufgesetzt haben soll, bei irgend einem Reisenden gesehen.\*\*) Worm von einem Thier, klein wie Milben,

\*) Man kennt die vielen wichtigen Entdeckungen, die die Engländer in der Südsee und in Australien gemacht haben. Im LXXI. Band der Philol. Trans. ist das Nyl-gau aus Ostindien bekannt worden. Die Russischen Reisebeschreiber haben Kupfer und Beschreibungen von vielen neuen Thieren geliefert. De la Saille hat das Maulwurfs Geschlecht mit einer neuen Art aus Canada vermehrt. (S. die neust. Mannsch. II. S. 429. 20.) Aus Africa hat man ein vorher unbekanntes großes Thier Gnou nach dem Thiergarten des Prinzen Statthalters gebracht. S. das Kupfer in Description du Cap de bonne Esper. Amsterd. 1778. 8. S. 53.

\*\*) Denn ein ganz andres Geschöpf ist der Einhornfisch, Balistes Monoceros L. der einen beinernen Stachel auf dem Rücken hat, s. Kupfer in Berlin. Mannsch. IV. S. 432; so wie der Pfeilschwanz, Raia Pattinacea L., der auch zu den schwammenden Amphibien gehört,

und unsichtbar wie Sand oder Staub, die Rede wäre, so ließe sich die Wirklichkeit dieses Thiers deswegen, weil jetzt niemand mit Gewißheit davon reden kann, nicht bestreiten. Aber sollte Kolbe, Ruffel, Niebuhr, Forstahl, Bruce, sollten die Engländer, die das Erdumgürtende Meer schon so oft durchschiffe haben, und mit großen Schätzen für die Erdbeschreibung, und für jede andre Wissenschaft zurückgekommen sind, sollten sie gar nichts von einem Thier gesehen, gehört, erkundigt, erfragt haben, das durch seine Grösse, durch sein seltsames Horn, durch seine Schnelligkeit, durch sein ganz außerordentliches, rauhes und unbändiges Naturell nach den Beschreibungen seiner Vertheidiger das Schrecken der wilden Völker sein müßte? \*) Annehmen, daß die Thier vor  
tausend

auf dem Schwanz einen merkwürdigen Stachel hat. Auch Nicotson hat einen Fisch abgebildet, der auf dem Kopf ein Horn hat. S. sein Essai sur l'hist. naturelle de St. Domingue, Pl. VII. fig. 3. p. 347 - 348. Unter den Insecten kommt ebenfalls ein Käfer vor, der auf dem Bruststück ein einziges hervorstehendes Horn hat. (Meloe Monoceros L.) Diese Beispiele beweisen allerdings, daß die unerschöpfliche und mannichfaltige Natur auch Thiere mit Einem Horn aufgestellt hat, aber die Frage ist, ob sie das auch in der Classe der vierfüßigen; oder der lebendiggebährenden und säugenden Thiere thun wolle? Plinius sagt mit Recht: Mihi contenti se persuasit rerum natura, nihil incredibile existimare de ea. Aber Beobachtungen, zuverlässige Erfahrungen, nicht Vermuthungen und Kühne Erdichtungen, können allein das Dasein irgend eines Geschöpfes außer Zweifel setzen.

\*) Meiners, Trachten nach kann man das, was Leibnitz

tausend Jahren in Asien gelebt habe, und von allen Reisenden, Kaufleuten und Schiffen gesehen worden sei; jetzt aber auf dem Erdboden verflücht, untergegangen, und im Verzeichniss aller erschaffenen Wesen ausgestrichen worden sei, ohne daß man das eigentliche Vaterland, seine Nahrung, seine wahre Gestalt und Größe, seine Fortpflanzung, seine Sitten, seine Feinde, und die Ursachen, die Umstände, die Zeit nennen kann, in welcher nicht etwa ein oder das andre Einhorn; sondern alle in allen Wäldern und Triften, die ganze Gattung ausgestorben, und die so ganz unsichtbar geworden ist, daß man, so lang die Erde steht, nie hoffen kann, wieder ein Einhorn zu sehen — das heißt, sich in die größten Schwierigkeiten verwickeln; und um eines Unthings willen, das man von

§ 5

Jugend

in seiner Protogea D. Leipz. 1749. 8. S. 35. S. 99. 10. von einem ausgegrabenen Einhorn anführt, und auch das was H. v. Uffenbach in seinen Reisen Th. I. S. 137. 10. von ausgegrabenen Einhornknochen erzählt, eben so beantworten, wie man sonst in der Nat. Gesch. auf die von Knochen in Rußland und Amerika hergenommene Vermuthungsgründe für den Untergang einiger Thiergattungen zu antworten pflegt. Was H. v. Murr in seiner lehrreichen Beschreibung von Nürnberg aus dem Chinesischen Buch S. 637. von einer Vacca vel lox monoceros anführt, die in einem Tag mehr als 300 Stadien weit springen könne — das sieht so ziemlich den Lügen gleich, die man von den Chinesern schon gewohnt ist. Daß die Gottentotten in ihren Bildern mehr ein Nashorn, als ein Einhorn zeichnen wollen, hat Niemand schon erinnert. C. Decon: Bibl. X.

Jugend, auf in vielen arbeitsamen Hofschriften, Zeichnungen, und öffentlichen Schildern gesehen hat, was behaupten, das viele, und sehr starke Gründe gegen sich hat. Was die weise Decyphrie der Natur, die richtige Proportion aller ihrer Erzeugungen, die Stufenleiter der Wissen, wo keine Sprünge fehlen darf, das genaue Verhältnis des Thierreichs zum Pflanzenreich, und die bestimmten, unauflösblichen Beziehungen jeder Thiergattung zu allen andern kennt, was es weis, mit welcher väterlichen Sorgfalt die Natur über die Fortpflanzung aller Arten, des Fleisches wie des Spulwurms, über Lerebittern wie des Blätterschwammes, wacht, und wie sie alles in ihrer starken Hand fest hält, das keine Zerstörung gelte, die nicht wieder ausgefüllt werden könnte, machen darf, was das alles weis, der wird immer misstrauisch gegen die Nachrichten sein, mit welchen man den Tod eines wahren Gattung von Pflanzen oder Thieren beweisen will. Spielarten begräbt die Natur in jedem Jahr, den Bastardthieren flucht sie, und versagt ihnen fast immer das Vergnügen, Nachkommenschaft zu zeugen, aber allmächtig schützt und bewahrt sie alles, was seit dem Tage der Schöpfung in ununterbrochener Reihe von einander abstammt. Auch ist die Natur viel regelmäßiger, als die schwelgerische und ungezügigte Einbildung der Dichter und Mahler, nimmt mehr auf Ebenmaas und Symmetrie Rücksicht, schreitet unmerklich von Gattung zu Gattung, von Classe zu Classe in ihren Bildungen langsam fort, knüpft nicht leicht Extremitäten an einander, bringt, weil ihre grossen Absichten immer dieselbige sind, ihre Werke auch immer gleichförmig vor, schafft keine Ungeheure,



die in freier Bewegung, oder in mehreren zugleich gehet  
 prägt seiner Gestalt, Centauren, oder Sirenen mit  
 Weiberbrust und Fischschwanz. Sie liebt das  
 Besetzte, oder das Bonische nicht, glänzt in thren  
 freundlichen schweigenden Majestät, verschwendet mit  
 Größten nichts, und spart am Kleinsten das Nötige  
 nicht. Aber man wisse das eigenständige Bild des Ein-  
 horns, wie es die Alten zusammengefloppet haben,

2017

\*) Plinius L. VIII. c. 21. es sey asperissima fera, dem  
 Körper nach gleich einem Pferd, am Kopf ein Hirsch,  
 die Nase wie beim Elephanten, der Schwanz wie der  
 des Esels, der Rücken wie der des Schweins, es könne stark oder  
 wenig groß brüllen, mitten auf der Stirn stehe ein schwarzes,  
 mit zwei Ecken langes Horn, lebendig könnte man es nie  
 mal fangen. Weiter oben sagt es: in Indien sey auch  
 ein Ochs mit ungespaltenem Fuß und einem Horn. Also,  
 wie nan? Ist das Thier weis, wie ein Pferd? Oder  
 wie ein Ochs? Oder ist es die Kuh des Chinesers?  
 Scheuchzer erklärt die Stelle Job C. VI. 5. ganz rich-  
 tig vom wilden Esel, er gibt aber doch ein Kupfer  
 von dem sogenannten Einhorn, und stellt es, wie ein  
 Pferd mit dem Eselschwanz und einem Horn auf der  
 Stirn vor. Dabei steht eine andre Zeichnung, die das  
 nämliche Thier zu einem Esel macht mit zwei Hörnern  
 zwischen den Nasenlöchern und den Augen. (S. Phy-  
 sicæ heras, oder Kupferbibel, Th. III. S. 330. Tab.  
 DXII.) Steht man nicht schon an diesen widersprechens-  
 den Beschreibungen und Abbildungen, das die ganze  
 Nat. Geschichte dieses Thiers dunkel und ungewiß ist?  
 Der eine läßt das Horn weiß, der andre streicht schwarz  
 an. Dieser setzt es oben, jener unter die Augen. Dies-  
 ser macht es glatt und schlecht, ein anderer zeichnet  
 es daran. Auch im Maas, und in der Dike gehn die

bis es aufgeschwollen, und ununterscheidbar wurde: — welcher Kenner der Natur, der mit ihrem grossen, wahren und ewigen Gegenständen bekannt ist, wird nicht unwillig, wann er die Schmach der heiligen Natur ansehen muß?

Und bis erträumte Thier hat man unter dem Namen Rore und Rarr in der Bibel verstanden. Aber es dünkt, es ist sichtbar, daß der Dichter im

### Hiob

mit dem Schriftsteller von einander ab. Ob es fest und hart, oder weich und zäh, wie das Horn des Osees, ist, ist nicht zu sagen. Plinius erzählt, daß man es nie lebendig gehabt habe. — Also ruhete alle Nachricht auf dem Schwanken zwischen dem Grund des Wahnsagens, auf halb vermutheten, halb gestreuten, verthämelten, von Wasser, Erdfällen, Erdbeben, und hundert andern Zufällen zusammengeworfenen und verschütteten Knochen. Der Englische Nöbel glaubt, daß das Thier mit dem Löwen streite, und sich selber die Waffen stumpf mache, die ihm die Natur gegeben hat! (S. Schackespear: Timon von Athen. Mannh. B. 6. S. 333.) L. Gesner sammlet alle Nachrichten, und setzt ehelich hinzu: Ne hac ferè certi esse vult, habeo. Histor. Animal. L. II. p. 781. Der Straus gränzt an das Cammel, und an die Vögel; der Wasserschildkröte ist in der Mitte zwischen dem Thierreich und Pflanzenreich, aber wo ist ein Thier, das aus den Figuren von fünf oder sechs andern, wie das Einhorn, das Plinius beschreibt, zusammengesetzt wäre? Der fleißige Mann schrieb alles auf, was er hörte, oder bei den Ältesten Schriftstellern fand. Und das war der einzige Weg, den die Naturgeschichte nehmen konnte, wann sie je groß werden sollte. Aber er selber war wohl weise genug, um solche Stellen zu verwerfen. Ohne Zwei-

Hiebt E. XXXIX, 9-12. von einem Ochsen zu se-  
 be, da das nemliche Wort im Psalm XXII, 20. von  
 Thieren gebraucht wird, die zwei Hörner haben, und  
 im Psalm XXIX, 6. als gleichbedeutend mit dem  
 Namen des jungen Rindviehes zusammengesetzt wird,  
 so wie auch in der Stelle 5. B. Mos. XXXIII, 17  
 schon der Gang der Morgenländischen Poesie (Paral-  
 lelismus membrorum) zeigt, daß dort von nichts an-  
 ders, als von Ochsen die Rede sein kan. Auch Job  
 XXXIV, 7. nennt der Dichter Ochsen mit zwei ähn-  
 lichen Namen, und die Beschreibung der ganzen  
 Scene

ist die ganze Geschichte dieses Thiers aus den Zäh-  
 nen des Narthwals (Monodon Monoceros L.) ent-  
 standen. Die Äthen sahen den Zahn, hielten ihn für  
 ein Horn, und setzten ihn einem Thier auf, an dem her-  
 nach jeder nach Belieben zusehen und wegnehmen konnte,  
 weil man kein Original dazu hatte. — In den mittlern  
 Zeiten, als Barbarei und Unwissenheit das edle Volk  
 der Teutschen niederdrückte, vermehrte die Klostergeistlich-  
 keit, die die ganze Natur schimpfen durfte, das Regis-  
 ter der fabelhaften Thiere unglaublich. An den Gräbern  
 derer, die den Priestern nicht alle Reichthümer schenken  
 wollten, spülten allemahl etliche Duzend Hexen, Geister,  
 Teufel, Kobolde, und trieben da Liebespiel mit gehörnt-  
 ten Drachen, feurigen Schlangen und giftigen Basilis-  
 ken. — Daß war der traurige Geist jener Zeiten, der  
 so manche Irrthümer in die Wissenschaften gebracht hat.  
 Doch noch jetzt seht im Schauplatz der Natur und  
 Künste, Wien, Th. III. gr. 4. 1776. Tab. XXII. die  
 Hydra Hamburgensis als ein wahres Thier zum Unters-  
 richt der Kinder abgezeichnet, da sie doch aus jungen  
 Köchen und Fischen bestand, und zusammengesetzt  
 war.

Scene zeigt, daß man ein wildes Thier im Wald er-  
 warten müsse. (s. Lowth de Poesi Ebr: Praelect. LXI  
 cum Epimetro III. Michaelis.) Ferner nennt der  
 Dichter alle Arbeiten, die der zahme Ochse im Mor-  
 genland verrichten mußte, Furchen ziehen, die Egge  
 hinter sich her über das gepflügte Feld schleppen; (B.  
 10.) Lasten tragen, (B. 11.) und, was im Morgen-  
 land immer geschah, und noch geschieht, das Getreide  
 durch den Ochsen, wenn es eben unter der Sichel ge-  
 fallen ist, auf einer hartgestampften Tenne im freien  
 Feld austretter; und, wenn es gegen den Wind ge-  
 worfen und gereinigt worden ist, nach Hause führen  
 lassen. \* (B. 17.) Freilich kann man daraus noch

\* Chevenot sagt, daß man in Indien die Ochsen wegen  
 der steinigten Wege mit Eisen beschlage, (auch im Osters-  
 reichischen geschlecht das) man sacht sie, man reitet sanft  
 und geschwind auf ihnen, einige glangen täglich 12 Meis-  
 len, die weissen Ochsen seien besonders sehr werth, (da  
 sonst die weiße Farbe fast immer das Zeichen der Schwä-  
 che ist,) man spanne sie gewöhnlich an die Kutschern, man  
 striegte sie, lege ihnen Decken auf, überziehe ihnen die  
 Spizen der Hörner mit kupfernen Futteralen u. S. sei-  
 ne Reise Th. III. S. 101. u. Shaw sagt, daß man  
 sich noch immer in Numidien der Ochsen, als tragbarer  
 Thiere bediene: Er fand auf einem Grabmahl einen  
 beladenen Ochsen ausgehauen. S. seine Reise nach  
 der Levante. S. 58. Kein Mensch hat noch versucht,  
 dem Rhinoceros diese Dienstbarkeit aufzubürden, daher  
 kan der Dichter im Job wohl schwerlich an die Thier den-  
 ken, wie Ludolph meint; und mit ihm Shaw S. 376. und  
 Schmidt im biblischen Physikus. S. 489. Daß der Ochse  
 vom Morgenländer theils mit einem Felsen, theils mit eis-

bestimmen, welche unter den sechs Gattungen des Ochsengeschlechts, die die Naturgeschichte nennt, zu verstehen sei. In Asien ist der Büffelochse (*Bos Bubalis L.*) von dem man, wenn er ganz im Stand der Natur lebt, viele Proben der Wildheit und Unbändigkeit erzählt. Er ist sehr heizig, seine Milch ist sogar erheizend, er wirft sich oft, wie Ives selber

nem Dreschwagen das Getreide von den Hülsen säubern muß, ist aus 5 B. Mos. XXV. 4. aus 1 Cor. IX. 9. und aus den Reisebeschreibungen bekannt. Die Art zu dreschen, die in Perseu üblich ist, s. in Allgem. Gesch. der neuesten Entdeckungen in Rußland, Th. II S. 186. Viele in Ungarn, Schweden, Moscau statt unsrer Dreschflügel übliche Raschinen, s. in H. J. Beckmanns in Götting. Deutsch. Landwirthschaft, S. 88. Das Stroh wird dabei sehr klein geschnitten, und das war das gewöhnliche dünne Futter des Ochsens. Daher die Redensarten Josua XIII. 3. 2. B. der Könige XIII. 7. Esai. XI. 7. XXX. 24. Man brauchte auch die geschnittene Stroh beim Ziegelbaken, um dem Thon eine bindende Kraft zu geben, 2. B. Mose V. 7. 10. 11. Jene Einrichtung ist auch wirklich öconomisch, und verhütet den Verlust so vieler Fruchtkörner, die beim Binden, Fortführen, Aufladen und Abwerfen der Garben nothwendig verloren gehen. Auch ist es ein sehr natürliches Recht der Billigkeit, dem arbeitenden Thier bei dem beständigen Anblick der Speise den Appetit nicht durch einen vorgebundenen Maulkorb zu martern, und ihm zu erlauben, am Segen der Natur Theil zu nehmen, und in der Sommerhize und bei der mühsamen Arbeit auch ganze Aehren Körner mit dem Stroh zu verschlucken. Eine Denkungsart, die noch jetzt in Syrien und in Indien herrscht.

selber sah, Tagelang in den Capitat, oder in dergleichen Seen, bergwischen in Siam viele sind, um sich abzukühlen, (Orient. Bibl. VIII. S. 121.) und streckt nur das Maul über das Wasser hervor. Er ist stärker und grösser, als der gewöhnliche Ochs, und doch ist er jetzt ganz unter der Herrschaft der Menschen. In Italien wird er gezähmt, in Indien wird er zum Akerbau gezwungen, mit dem Ring in der Nase kan ein Kind ganze Heerden von Büffeln leiten, wann er durch Regenwetter abgekühlt und erfrischt ist, ermüdet ihn keine Arbeit, (s. Turpin Hist. civile et natur. du Roy. de Siam. a Paris 1771. T. I.) Allein der Dichter des Hiobs schrieb zu einer Zeit, und in einem Land, wo der Büffel noch frei war. Ist es Wunder, daß nach einigen tausend Jahren die Menschen die Grenzen ihrer Herrschaft weiter ausgedehlet haben? Es war eine Zeit, wo alle Thiere frei waren. In der Kindheit der Völker brauchte man so viele lastbare Thiere nicht, der Dichter konnte ihn also immer als ein muthiges wildes Thier anführen. \*

Die

\* Bochart hat in seinem Hierozoicon P. I. S. 930; 972. eine Menge Sachen zusammengestrichen, um zu beweisen, daß dieß Thier entweder eine Ziege, oder eine Gazelle, oder eine Art Dama oder Dammhirsch, oder der Oryx der Alten sey. Ich schliesse nicht aus Wörtern, oder aus Wurzeln in morgenländischen Sprachen, sondern aus der ganzen Beschreibung, die nur auf das Ochsen Geschlecht paßt. Die Gazelle ist nichts weniger, als wild, schauwend und unbändig. Sie ist vielmehr das Lieblingsthier des Morgenländers, und das ganze Geschlecht der Zie-

Die Stelle 4. B. Mos. XXIII, 22. hat ebenfalls einen schönen Sinn, wann man einen wilden Ochs versteht. Der Dichter vergleicht die Größe, die Stärke, den Muth des Volks mit der edeln Kühnheit eines Auerochsen oder eines Büffels, der, Holz auf seine Kräfte, und sicher vor allen Feinden, auf seinen Raub losgeht, ihn wegnimmt; und ihn so festhält, daß er ihm nicht genommen werden kan. Matt und niedrig wird das Bild, wenn man an einen Rehbock, oder an Antilopen denken will, da diese bekann-  
 termaßen sehr furchtsam sind, durch das geringste Geräusch erschreckt, und in die Flucht gejagt werden. (s. Pallas Spicil. Zool. T. I. fasc. I. Martini Naturlexic. II. S. 636. 2c.) Und eben so muß, wie ich glaube, die ähnliche Stelle 4. B. Mos. XXIV, 8. verstanden werden. — Hier ist der Ort nicht, den Geist der morgenländischen Poesie, der diese Vergleichen, an welchen der Geschmack des Europäers insgemein anstoßt, schön findet, zu rechtfertigen.

Im Psalm XCII, 11. ist das Horn ebenfalls das Bild der Stärke, der Kraft, des Muths, der den Ochs, wann er im Wald sich selbst überlassen ist, so sehr auszeichnet. Der Dichter hofet auf eine glückliche Verbesserung seines Zustandes. Wann ich meine Wünsche erreiche, sagt er, so werd ich allen meinen  
 Fein-

gen ist so stark und unbändig nicht, daß es nicht von Menschen könnte bezwungen werden. Man vergleiche Poli Synopsis, das Englische Bibelwerk, Cornelius a Lapide, Beck's Concordanz 2c.

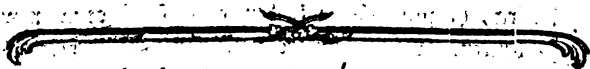
Feinden Spitze bieten können, werde sein, wie der mutthige Stier, der mit den Hörnern seinen Gegnern unerschrocken entgegengeht. \*

\* Es ist auch gar nicht nöthig, bei der Stelle Hiob VI. 3. an ein unbekanntes Thier zu denken, der Dichter redt wahrscheinlich bloß vom Waldesel, d. h. von dem Esel, der noch wild ist, im glücklichen Stand der Freiheit und Ungebundenheit lebt, und gerade das Widerspiel von dem ist, was der Esel in unsern dumpfen unreinen Ställen, am Müllerkarren, unter dem unbarmherzigen Stoß des Treibers, und unter dem drückenden Sattelforb des Krämers und Marktbauren nothwendig werden muß. Mehrere Stellen der Bibel beschreiben diesen Esel, an dem man noch die Hand der Natur sieht, als ein Menschenscheues, wildes, immer herumhüpfendes, und als ein nach seiner Organisation in der Drang unersättliches Thier. Man sehe 1. B. Mos. XVI. 12. Hoseas VIII. 9. Jerem. II. 24. Ezech. XXIII. 20. Ein hoher Grad von Munterkeit und Lebhaftigkeit, der bei jedem Thier, das seine Freiheit hat, und genießen darf, aus der angenehmen Empfindung dieser Glückseligkeit entsteht, und selbst bei den Geschöpfen, die uns tragen, ernähren und führen, so oft sie Ruhe und Ueberfluß haben, in die angenehmsten Wendungen und Drehungen des Körpers (1. B. Mos. XVI. 12.) ausbricht. Weil nun dieser Zug vom Esel in alle Stellen des B. Hiob paßt, und nach den einstimmigen Nachrichten der Reisenden und Naturforscher Arabien und Egypten, wo das B. Hiob unstreitig geschrieben ist, das Vaterland der Esel ist, (s. Buffons Nat. Geschichte der vierfüßigen Thiere Th. I. Berl. Uebersetz. S. 216. c.) so halt ich es auch für unnothig, bei der Stelle Hiob E. XI. 12. wie Scheuchzer thut, (s. seine Kupferbibel Tab. DXVI.) an den Zebra,



Zebra, (Equus Zebra L. den er falsch Zecora nennt) zu denken. Möglich wäre es, daß der Dichter diese schöne Art von Eseln, da sie ebenfalls in Africa zu Hause ist, im Aug gehabt hätte, aber gesetzt, daß er ihn nennen wolte, würde er wohl alsdann das, was jedem, der nur das Thier ausgestopft sieht, (s. meine Briefe vom Kätzigl. Cabinet in Paris, in den Verhandl. d. Acad. des Sciences, II. S. 132.) gleich in die Augen fällt, die regelmäßigen braunrothen Bänder auf dem weissen Grund vergessen, und das gewöhnliche Wort vom gemalten wilden Esel gebraucht haben? So ganz unhändig muß doch der Zebra auch nicht sein, da die Holländer angefangen haben, ihn zu zähmen, und der Prinz Erbstatthalter im Haag ein ganzes Gespann davon haben soll. S. Sammlungen zur Physik und Nat. Gesch. Th. I. St. 3. S. 340.





## VII.

## Nachricht vom Rhinoceros in Versailles.

Da ich im Junius und Anfang des Julius in Versailles war, machte ich mit oft am frühen Morgen das kostbare Vergnügen, im Königlichen Park, am Canal hinunter in den Alleen reine Luft zu athmen und zur Menagerie hinab zu spazieren. Man hat da die ganze Pracht der Französischen Bildhauerei, der Baukunst, der herrlichen Gärten, und die Majestät der Natur um sich herum. Ein tausendfaches Konzert der Vögel tönt von den Zweigen herab. Lustschiffe spielen im Wasser, Feldhühner laufen im Weg, und im Thiergarten sind die schönsten, die größten, die grausamsten Thiere aus Afrika, Asien und Amerika. Menschen sieht man des Morgens in dieser schönen Gegend nicht viel, der Franzos fängt den Tag nicht frühe an, sie sind lieber beständig krank und liegen dem Doktor in den Armen, als daß sie sich vom Tourbillon der großen Welt losmachen und der Natur folgen wollten. — Für mich war es immer ein angenehmer Anblick, wann ich gerade in der Menagerie ankam, wie man die fremden Thiere fütterte. Das Nashorn zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich habe so viele Nachrichten davon gelesen, und bin doch noch über viele Dinge nicht gewiß. Auch konnt

ich mich auf keine Zeichnung besinnen, die so recht die Statur dieses Thiers ausdrückte. Ich will es, also kurz erzählen, was ich selbst mehr als einmal untersucht, beobachtet und erkundigt habe.

Das Nashorn in Versailles ist aus Bengalen, ist bereits 10 Jahre alt, kam im zweiten Jahr hieher, ist ein Männchen und braucht jeden Tag zu seiner Ernährung zweihundert Pfund. Man füttert ihm Heu, Gras, Haber, Kleien, Mehl. Es wohnt in einem eigenen Haus, liegt aber des Sommers fast beständig in einer schlammigten Pfütze ganz versunken, und erschreckt, wann es nach vielem Stoßen und Treiben endlich heraufsteigt, jeden, der es noch nicht gesehen hat. Das Thier hat hier weit mehr Freiheit, als es unter den Händen derer hat, die etwa so ein Thier in der Welt herumführen. Man sieht es mehr, freier, ungebundener wirken. Ausser dem gewöhnlichen Deputat, das ihm ausgeworfen ist, bekommt es noch alle Tage sehr viel von den Fremden, und sein Hof ist gros genug, daß es ohne Einschränkung herumlaufen kann, so oft es sein schlammigtes Wasser verlassen mag.

### Die Zähne.

Wenn ich sagen soll, was ich, ohne mir einzubilden, ohne zu suchen, was ich vorher wußte, gesehen habe, so hat das Thier gar keine Zähne die sich zählen und auf die gewöhnliche Art benennen lassen. Schneidezähne hat es gewiß keine, ich habe auch nicht die geringste Spur gesehen, aus der ich schliessen kön-

## 117 Nachricht vom Rhinoceros in Versailles

ten, daß sie ihm ausgefallen wären. Man sieht weder oben noch unten Zähne, da, wo die Schneidezähne stehen müßten, sondern an den Seiten, da, wo sonst bei andern Thieren die Hundszähne stehen, nicht gerade vorne, sondern schon ziemlich weit in den Kinnbäcken hinein, steht auf jeder Seite ein langes Stück von Knochen herab, das für einen Zahn zu lang ist, und doch keine Theilungen in mehrere hat. Rizen sieht man darin, das sind aber keine Zwischenräume, keine Gränzlinien einzelner Zähne, sondern sie sind in der Substanz des Knochens selber, wiewohl sie nicht tief hineingehn. Weit hinten sieht man in beiden Kinnlädern oben und unten wieder so ein eiförmiges Knochenstück, aber ohne daß man die einzelnen Zähne daran zählen könnte. Die Anatomie muß es entscheiden, ob jedes von diesen Knochenstücken wirklich aus mehreren wahren getheilten Zähnen bestehe. — Wann Pallas und Schreber wirklich Kinnlader von Rhinoceroten haben, in denen Zahnhöhlen befindlich sind, so will ich so großen Beobachtern nicht widersprechen, aber ohne dergleichen Beweise in Händen zu haben, wird man im Mund eines lebenden Nashorns niemals Zähne zählen können. Die Natur ist ohne Zweifel nicht an einzelne Zähne gebunden, sie hat nur an diesem Glied so viele Verschiedenheiten aufgestellt, daß auch diese Nuance nicht unwahrscheinlich wäre. Zu den Belluis gehört es gewiß nicht, wann es gleich in vielen Sitten und Gewohnheiten mit dem Schwein übereinstimmt.

### Die Zunge.

In der untern Kinnlade ist zwischen den zwei Zähnen eine weiche röthliche Erhöhung von Fleisch,

hinter dieser liegt die Zunge. — Keine rauhe Gehäkel, wie Müller sagt — sondern ein sehr weicher, weisser, ziemlich glatter, fleischigter Lappen, an dem man in der Mitte, wenn das Thier die Zunge herausstreckt, eine kleine Spitze merken kann. Das Thier muß einen sehr starken Geschmak haben. Die Zunge an sich ist groß, breit und hat nicht die geringste Rauhigkeit, weder Stacheln noch Spizen. Die Kinnladen sind sehr breit, und die ganze Haut, die aussen voll Unebenheiten ist, ist inwendig sehr weich, und ausserordentlich empfindlich.

### Die Lippen.

Sie sind breit, rundlicht, oben schorficht, unten voll runder harter Knoten. Die untre ist breiter, die obre ist ausgeschnitten, und hat in der Mitte, eben so wie der Elephant an seinem Rüssel, eine Art von Finger, eine sehr empfindliche Verlängerung, die ausgestreckt und zurückgezogen werden kann. Das Thier faßt damit an, betastet, untersucht alles damit — Der Finger ist der Siz des feinsten Gefühls. Wegen der dicken Haut ist vielleicht ausser den Zeugungstheilen am ganzen Körper keine Stelle, wo das Thier eine so scharfe Empfindung hat.

### Die Nasenlöcher.

Sie stehn drei Fingerbreit von der Spitze der Lippen weg, sind weit, stellen oben einen halben Zirkel vor, und haben inwendig eine sehr weiche, glatte, empfindliche Haut. Doch liess sich das Thier in der Nase noch eher besühlen, als am Finger der obern Lefze. Es

kann die Nasendücher gewaltig aufblasen und wieder sinken lassen.

### Das Horn.

Was hier Horn heißen soll, ist eine große knochenartige mit keiner Haut überzogene Stelle, länger als meine Spanne, und über eine Spanne breit. Diese verhärtete Stellen fiengen in der Breite von zwei Fingern, über der Oberlesze, über dem Museau an. Hinten war das Horn etwa drei Finger breit hoch, dann kam eine Vertiefung, die sich nach den Augen auf beiden Seiten hinzog. Ueber dieser Höle war wieder eine Reihe von Knoten, die sich hinaufzog bis zwischen die Ohren. Zwei von diesen Knoten waren besonders groß. Neben diesen Ohren, war wieder auf jeder Seite unter den Ohren eine hornartige Platte, eben so, wie die über der Nase, nur nicht völlig so groß. Diese Stelle auf der linken Hand sah blutroth, weil das Thier die Knochen an den hölzernen Posten, zwischen denen es angebunden wird, zerstoßen hat. Man kann nicht bestimmen, wie viel Hörner hier entstehen sollten. Auch ist dieß Thier wenigstens keine Bestätigung der Meinung, daß das Horn des Nashorns ein Gewebe von ineinander gefilzten Haaren sei. Wenn man diesen Kopf genau gesehen hat, glaubt man schwerlich, daß es blos mit der Haut zusammenhänge. Man konnte auch weder oben noch unten, noch an den Seiten irgend eine Spitze von Haaren sehen oder losmachen. Klopfte man mit einem Schlüssel, mit einem Messer daran, so tönte es, wie wenn man auf Knochen schlägt, das Thier litt es von mir geduldig, und fühlte mit seinem d-

gito missili, extensili mir an der Hand. Indessen ist es möglich, daß die Gefangenschaft, oder die träge und bequeme Ernährung dieses Thiers, die Bildung dieser Theile in Unordnung gebracht hat. Vor einigen Jahren sollte ein Rhinoceros das zwei Hörner hatte und lange in Deutschland herumgeführt worden war, bei Mannheim auf dem Rhein fahren, das Boot schlug um, und das Thier erstoff im Wasser. Man hat es aufgefischt, und für das sehenswürdige Kabinet des Kurfürsten ausgestopft. M. Collini bewahrt auffer diesen zwei Hörnern, denen man auch keinen Ursprung aus Haaren zutrauen sollte, noch zwei andere aneinander gewachsene Hörner von diesem Thier, und zeigte mir unten noch die Zellen, wodurch diese knochenharte Masse mit dem Nasenbein zusammengehangen hat. Doch das alles würde man an einem Thier in der Wildniß viel richtiger beobachten können, als an unsern eingesperreten und ausgestopften Exemplaren.

### Die Augen.

Die Natur gab allen grossen Thieren sehr mittelmäßige Augen. Auch die Augen des Nashorns sind klein, schwarzbraun, stehn ziemlich an den Seiten des Kopfs. Ihr untræs Augenlied sieht man kaum. Sie sind nicht grösser als Ochsenaugen. — Das Glied wirkt durch seine innere Struktur, nicht durch seine äussere Grösse.

### Die Ohren.

Die Ohren stehn 2 Schuh hoch von den Nasenlöchern, sind eine Spanne lang, laufen ausgespizt zu, sind aussen mit lichtbraunen Haaren besetzt.

## Die Haare.

An den Ohren waren Haare und sonst nirgends als am Schwanz, und auch da sassen nur unten, fast wie am Ende des Schwanzes des Esels, feine schwarz glänzende fingerlange Haare. Sie sitzen sehr fest, haben starke Wurzeln, das merkte ich, da ich ihm etliche ausriß. Man konnte lange zupfen, ehe es das Thier zu merken schien. Die Haare sind bei weitem nicht so dick und grob wie beim Elephanten. Ich habe welche aus dem Schwanz des Elephanten in Versalles, die wie dünner Eisendraht aussehen. Aber die vom Schwanz des Nashorns sind feiner, dünner, man würde Mühe haben mit bloßen Augen sie von alten Pferdehaaren zu unterscheiden. Vom Hippopotamus hab ich nur ein einziges Haarbüschel — sie sind alle blaßgelblich, kurz, dünn und schwach. Die Haare, die an den Baarden des Wallfisches sitzen, sind steif, borstenartig, doch — wenigstens die von dem jungen Wallfisch, die ich habe, nicht so grob, wie die Borsten unster und der wilden Schweine. Beim Nashorn konnt ich auch mit dem Glas am Unterleib nicht ein einziges Haar entdecken. Man versicherte mich auch, daß gewiß keine da wären. Sie werden vermuthlich durch das ewige Liegen und Reiben abgestoßen.

## Die Füße:

Die Füße sind ganz gleich. Man sieht sie nicht ganz, weil sie in der Haut stecken. An den Vorder- und Hinterfüßen sind drei Zehen und an diesen sitzen schwarze Klauen. Der hinterste Theil am Fuß hat bloß eine dicke Haut und steht nicht auf der Erde, auf



### Der Schwanz.

Der Schwanz reicht bis an die Kehle des Thiers, ist etwas über 2 Schuh lang, ist schwarz, uneben, unten flüchtig, fällt fast immer ruhig zwischen den Füßen des Thiers hinab.

### Die Ruthe.

Man sieht sie, wenn man sich bückt, und zwischen den Hinterfüßen durchschaut. Wann sie anschwillt und sich streckt, ist sie drei Schuh lang, schleift auf der Erde, ist hinterwärts gerichtet, die Vorhaut soll gerade so aussehen, wie das Mundstück an einem Jagdhorn. Auch an der Wurzel dieses Glieds sitzen keine Haare.

### Die Falten.

Die Haut hat zwei große Falten am Hals, die fallen unter den Kopf. Ferner zwei große Quersalten über den ganzen Leib, eine davon ist vorne an der Brust, dann hat der Rücken eine Vertiefung. Sodann läuft anderthalb Spannen vor dem Anfang des Schwanzes die andre große Quersalte. Endlich sind noch hinten auf den Schenkeln zwei Falten, die von den obern 2. entstehen und bis zum Schwanz herabgehen.

### Das Maas.

Das Thier hat eine Länge von 12 Schuh. Vorne am Kopf ist es 4 Schuh hoch. Der Kopf hängt aber vorne herab. Hinten ist die größte Höhe.

### Die Sitten.

Sobald es im Stall an vier Füßen angebunden ist, ist es zornig. Der Verlust der Freiheit ist ihm

sehr empfindlich. Sobald man ihm aber erlaubt im Hof herumzugehen, und im Wasser zu liegen, ist es still, beschädigt niemanden und verderbt nichts. Es legt sich auch am Tag und besonders, wenn es gefressen hat, nieder. Man hört viele starke langanhaltende Winde, die hinten herausfahren doch ohne einen merklichen Gestank. Wie das Thier in Versailles ankam, fand man, daß ihm die Haut auffrang, wann es in der Sonne gieng. Die Rippen wurden so groß, daß man das rohe Fleisch sehen konnte, das Blut lief stark heraus und das Thier wurde sehr mager. Man fieng deswegen an die Haut des Thiers mit einem in Oehl getunkten Schwamm zu schmieren. Dadurch ward die Haut weich, biegsam, geschmeidig. Scheint es nicht, als wenn die Natur selber dem Nashorn, deswegen diesen Trieb, in schmutzigem Wasser zu baden gegeben habe, damit die Haut, die so dick und hart ist, daß ich meinen Stof darauf verachtug, in ihrem heißen Vaterland ihre Beweglichkeit und Geschmeidigkeit nicht verlieren sollte? In Versailles ward man endlich des theuren Einschmierens mit Oel überdrüssig. Man grub also eine weite und tiefe Grube im Hof, gerade vor der Thüre, wodurch das Thier aus seinem Haus herausgeht. Diese Grube wird nun beständig voll Wasser gehalten, und das Thier legt sich fast den ganzen Tag ganz unter Wasser, streckt nur die Nase und den Mund in die Höhe. In dem trüben Wasser ist es so recht à son aise. So bald es im Winter anfängt zu frieren, muß es diese Glückseligkeit vergessen. Man macht alsdann den Stall wohl zu, wärmt ihn ein, das kostet alle Winter drei Maß Holz, und nun mit

es alle Tage wieder mit Del eingerieben, und aus dem eingewärmten Stall, geht es nicht mehr heraus, bis im Frühjahr.

### Der Schlaf.

Das Nashorn schläft Nachts und erwacht nach 5 - 6 Stunden wieder. Wann es sich niederlegen will, liegt es zuerst den linken Hinterfuß unter sich, zieht dann den rechten auch unter den Bauch und legt endlich die Vorderfüsse neben sich.

### Die Stimme.

Der Ton des Rhinoceros ist ein starkes aber taubes Zischen. Vom Grunzen der Schweine ist diese Stimme mehr, als sich mit Worten sagen läßt, unterschieden. Die Luft fährt stoßweise aus der weiten Kehle heraus.

